

Inhalt

Vorwort	
<i>Sonja Miltenberger</i>	S. 2
Auszug aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung der Berliner Geschichtswerkstatt vom 8. Juli 2017	S. 3
Gisela Hantke ist tot	
<i>Jürgen Karwelat</i>	S. 6
À tout à l'heure in der Schöneberger Crellestraße- ein Berliner Artistinnen-leben	
<i>Heike Bludau</i>	S. 7
50 Jahre nach dem Tod von Benno Ohnesorg – die Veranstaltung der Berliner Geschichtswerkstatt am 2. Juni 2017 vor der Deutschen in der Bismarckstraße	
<i>Jürgen Karwelat</i>	S. 10
10 Jahre Rio-Reiser-Gedenkfahrt „Scherben bringen Glück“	
<i>Sema Binia</i>	S. 16
„Das war glatter Mord an den Matrosen – Erinnerung an den Matrosenaufstand von 100 Jahren“	
<i>Jürgen Karwelat</i>	S. 19
„Berlin liest“ in der Berliner Geschichtswerkstatt	
<i>Sema Binia</i>	S. 24
Neue Erklärungstafel zum Attentat auf Rudi Dutschke am Kurfürstendamm 141	
<i>Jürgen Karwelat</i>	S. 27
Helena Bohle-Szacka: Eine Zeitzeugin und ihre Brückenschläge	
<i>Ewa Czerwiakowski</i>	S. 28
Der Hochbunker in der Pallasstraße – eine Führung mit Bodo Förster	
<i>Peter Lassau</i>	S. 32
Heinrich von Treitschke und die Morgensterns Ein Wegbereiter des Antisemitismus und seine Opfer	
<i>Peter Lassau</i>	S. 34

Vorwort

Sonja Miltenberger

Ich weiß nicht, ob wir jemals das Protokoll unserer alljährlichen Mitgliederversammlung im Rundbrief abgedruckt haben. Wenn doch, so müsste es mehr als 20 Jahre her sein. Da aber immer mal wieder dieses Verlangen geäußert wurde, haben wir uns entschieden, zumindest den wichtigsten Auszug – *Berichte aus den Projekten und der Arbeit des Vorstands* – gleich zu Beginn zu präsentieren.

Der im Rahmen der MVV gewählte geschäftsführende Ausschuss des Vereins ist mit zwei neuen Vorstandsmitgliedern so groß wie schon lange nicht mehr.

Ihm gehören an:

Sema Binia	Dr. Andreas Bräutigam
Gertrud Fischer-Sabrow	Jürgen Karwelat
Peter Lassau	Sonja Miltenberger
Dr. Elke Mocker	Ines Müller

Wir freuen uns natürlich sehr über die Verstärkung, da sich der Vorstand auch für die Zukunft viel vorgenommen hat.

So ist zum Beispiel die im letzten Rundbrief angekündigte Veranstaltungsreihe mit dem Titel *Was tun? - Что делать? : Berlin – Russland seit der Oktoberrevolution. Aspekte einer komplizierten Beziehung* schon in vollem Gange. Das Programm ist sowohl auf unserer Homepage als auch auf dem Flyer, den wir beigelegt haben, zu finden.

Da aber ein Jubiläum das andere jagt, sind wir gedanklich bereits bei der Planung der nächsten Veranstaltungsreihe, die 2018 gleich mehrere Optionen bietet, nämlich 1848, 1918 und 1968.

Es ist immer sehr, sehr traurig, wenn uns eine Todesnachricht erreicht. In diesem Fall hat es uns besonders getroffen, da Gisela Hantke vielen von uns als eine äußerst liebenswerte und aufgeschlossene Mitstreiterin in Erinnerung ist.

Jürgen Karwelat hat ihr zu Ehren einen kleinen Nachruf geschrieben.

Der Besuch von Heike Bludau und ihrem Mann hat uns als Geschichtswerkstatt im ursprünglichsten Sinne angesprochen. Sie wollen das Leben ihrer ehemaligen Nachbarin erforschen und bitten mit ihrem Beitrag über die Eis- und Rollschuhtänzerin Claire Helen um Unterstützung bei ihren Recherchen.

Aus der beeindruckenden Veranstaltung zur Erinnerung an den 2. Juni 1967 vor der Deutschen Oper Berlin haben wir zwei Reden herausgesucht, die durch ihre Nachdenklichkeit aber auch zukunftsweisende, positive Kraft Mut machen angesichts gegenwärtiger gesellschaftspolitischer Tendenzen.

Dies sind die Reden von Gretchen Klotz-Dutschke und Hazel Rosenstrauch.

Auszug aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung der Berliner Geschichtswerkstatt vom 8. Juli 2017

Berichte aus den Projekten und aus der Arbeit des Vorstandes:

AK Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber (Bericht: Andreas Bräutigam)

Am 25. Juli 2016 konnte der Nutzungsvertrag über das Gelände der ehemaligen Kohlenhandlung an der Torgauer Straße unterzeichnet werden. Seit dem 1. September 2016 stehen das Gelände und das Gebäude damit dem Stadtteilverein Schöneberg e.V. zur Verfügung, um hier den Lern- und Gedenkort Annedore und Julius Leber zu erschaffen. Details sind nachzulesen im BGW-Rundbrief 2/2016. Am Tag des Offenen Denkmals rief man zu einer Säuberungsaktion auf. Am 5. Januar, dem Todestag von Julius Leber, veranstaltete der AK eine Gedenkaktion und am 18. Mai 2017 wurde eine Open-Air-Ausstellung über die verlegerische Tätigkeit von Annedore Leber eröffnet. Auf Grund des jahrelangen bürgerschaftlichen Engagements erhielt der Arbeitskreis im Juni dieses Jahres den Förderpreis des Bezirksamtes Tempelhof-Schöneberg für ehrenamtliche Tätigkeit.

Geschichtswerkstatt Lichtenrade (Bericht: Andreas Bräutigam)

Die Informationsstele am Bornhagenweg in Lichtenrade am Mahnmal des ehemaligen Außenlagers von Sachsenhausen lässt auf sich warten. Die von der BVV Tempelhof-Schöneberg im September 2016 beschlossene Aufstellung der Stele, ist bislang noch nicht umgesetzt.

Dampfergruppe (Bericht: Sema Binia und Jürgen Karwelat)

Die Dampfergruppe hat im Berichtszeitraum jeweils an ca. 11 Sonntagen und etwa fünf Abendterminen in der Woche zwischen Mai und September Historische Stadtrundfahrten mit dem Schiff zu unterschiedlichen Themen der Stadtgeschichte angeboten. Prinzip der Gruppe ist es weiterhin, die Begleitung in einem Team von mindestens drei Personen durchzuführen, wobei mindestens zwei die Erläuterungen geben und eine dritte Person den Büchertisch mit Berlin-Literatur betreut. Angesichts der 2015 nach Deutschland gekommenen Flüchtlinge hat die Gruppe 2016 eine neue Fahrt mit dem Titel „Einwanderungsstadt Berlin“ angeboten. Die Fahrt soll zeigen, dass Berlin über die Jahrhunderte durch die Zugewanderten zu dem geworden ist, was die Stadt heute ist. Besondere Fahrten im Hinblick auf die Kulturgeschichte der Stadt sind weiterhin die Fahrten zur Dada-Bewegung und zu dem Musiker Rio Reiser. Die Kooperation mit der Theatergemeinde läuft gut.

Um den 15. Januar eines jeden Jahres führt die Gruppe am Landwehrkanal eine Gedenkveranstaltung zur Erinnerung an die Ermordung von Rosa Luxemburg durch.

Buchverkauf (Bericht: Stefan May)

Der Umsatz ist seit Jahren stabil bei ca. 10.000 Euro. Der größte Teil wird über den Buchverkauf im Laden realisiert, der Rest über Versand (Internet) und auf den Büchertischen, vor allem während der Schifffahrten. Für den Verein bleibt etwa ein Drittel des Umsatzes als Reingewinn

Projekt Zwangsarbeit bei Bosch (Bericht: Jürgen Karwelat)

2016 hat die Projektgruppe Zwangsarbeit bei Bosch weiter an der Webseite „z.B. Bosch. Zwangsarbeit im Hildesheimer Wald“ (www.zwangsarbeit-bosch.de) gearbeitet. Mit dieser Webseite knüpft sie an ihre Forschungen und Publikationen zur Dreilinden Maschinenbau GmbH an. Am 16. Januar 2016 ging die Seite online. Im Juni 2016 wurde ein Video-Interview mit einem deutschen Zeitzeugen in Hildesheim geführt. Gemeinsam mit weiteren deutschen Stimmen und Quellen (Privatfotos und Briefe, ZeitzeugInnen, Zeitungsberichte, Erinnerungsliteratur usw.) wurde dieses Interview für das Kapitel „Hildesheim“ der Webseite aufbereitet, das seit Juni 2017 online ist.

Archiv / Bibliothek (Bericht: Sonja Miltenberger)

Die Digitalisierung der Bibliotheksbestände wurde im Großen und Ganzen abgeschlossen. Im Rahmen zweier Praktika sind ca. 100 Bilder aus dem Bestand „Wehrmacht“ von Studenten der Geschichtswissenschaft digitalisiert und in einer Datenbank erfasst worden – inklusive umfangreicher Hintergrundrecherchen zu den einzelnen Motiven und möglicher Provenienzen.

Im Rahmen der Bestandserhaltung sind alle Interviews aus den Projekten „Rote Insel“ und „Lindenhof“ digitalisiert worden. Weitere Digitalisierungen sind geplant. Die Nutzung der Bestände steigt von Jahr zu Jahr stetig an. Die meisten Anfragen konzentrierten sich nach wie vor auf das Thema „Zwangsarbeit im Nationalsozialismus“, gefolgt von biografischen Forschungsanfragen, sowohl aus dem familiären als auch dem wissenschaftlichen Kontext heraus.

Arbeit des Vorstands (Bericht: Jürgen Karwelat, Andreas Bräutigam, Sema Binia)**Veranstaltungen:**

Die Veranstaltungsreihe mit dem Titel *So viel Anfang war nie?! Nach dem Kriegsende in Berlin* wurde noch bis April 2016 durchgeführt. Die Dokumentation zur Veranstaltungsreihe ist im Herbst 2016 erschienen: *So viel Anfang war nie?! Nach dem Kriegsende in Berlin 1945. Dokumentation zur Veranstaltungsreihe der Berliner Geschichtswerkstatt e.V. von Oktober 2015 bis März 2016. Hrsg. und Verlag: Berliner Geschichtswerkstatt, 2016, 126 Seiten, ISBN: 978-3-925702228*. Die Publikation liegt im Laden der BGW zum Mitnehmen gegen Spende aus.

Für 2017/18 ist eine weitere Veranstaltungsreihe geplant. Die Lotto-Stiftung fördert das Projekt. Das Programm wird derzeit vorbereitet und rechtzeitig veröffentlicht. Darüber hinaus sind im Berichtszeitraum noch weitere Veranstaltungen (Werkstattgespräche, Rundgänge etc.) vom Verein angeboten worden, wie z. B.: „Pack die Badehose ein“, Werkstattgespräch vor Ort mit Ralf Steeg und seiner Version von einer sauberen Spree (Juli 2016), Teilnahme am Literaturfestival „Berlin liest“ (September 2016), Werkstattgespräch zum Buch „Die Potsdamer Straße – Geschichten, Mythen und Metamorphosen (Oktober 2016) sowie Werkstattgespräch zum Buch „Berliner Geheimnisse“ und die Stolpersteinverlegung für Frieda Flatau in der Nürnberger Straße im November 2016. Am 2. Juni 2017 wurde vor der Deutschen Oper in der

Bismarckstraße eine Gedenkveranstaltung aus Anlass der 50-jährigen Wiederkehr der Ermordung von Benno Ohnesorg durchgeführt.

Gedenkort für Paul Löbe (Bericht: Jürgen Karwelat)

Mit Schreiben vom 8. April 2017 hatte die Berliner Geschichtswerkstatt beim Stadtpräsidenten von Liegnitz/Legnica (Polen, Niederschlesien) angeregt, am Ort des Geburtshauses des langjährigen Reichstagspräsidenten Paul Löbe ein Erinnerungszeichen zu schaffen. Die polnische Stadtverwaltung hat die Anregung begrüßt und steht ihr positiv gegenüber. Sie hat sich bereit erklärt, ein repräsentatives Grundstück, wenige Meter vom Standort des nicht mehr existierenden Geburtshauses in der damaligen Straße zur Aufstellung von zwei Erinnerungsstelen mit polnischen und deutschen Texten zur Verfügung zu stellen. Jürgen Karwelat holt die Genehmigungen zur Aufstellung der beiden etwa 1,90 Meter hohen Granitsäulen ein. Bundestagspräsident Lammert hat signalisiert, nach endgültiger Genehmigung zur Aufstellung die Schirmherrschaft zu übernehmen und sich auch finanziell zu beteiligen, ebenso der SPD-Bundesvorstand. Es werden etwa 10.000 Euro benötigt. Nach Spendenaufrufen sind bisher etwa 2500 Euro auf dem Konto der Berliner Geschichtswerkstatt eingegangen.

Der ursprünglich geplante Einweihungstermin zum 50. Todestag von Paul Löbe am 3. August 2017 war nicht zu verwirklichen. Es wird jetzt eine Einweihung möglichst noch vor der Bundestagswahl (24.09.2017) oder zum Geburtstagstermin von Paul Löbe (14.12.) angestrebt. Spenden auf unser Konto bei der Bank für Sozialwirtschaft, IBAN DE61 1002 0500 0003 0370 02, sind weiter erwünscht.

Sonstiges: Die Küche sowie der Toilettenraum wurden im Frühjahr renoviert und neue Küchenmöbel sowie eine Spülmaschine angeschafft.

Im Herbst letzten Jahres hat sich eine Gruppe mit dem „Unsichtbaren Theater“ befasst und unter der Anleitung von Stefan Antczack zwei Performances auf dem Winterfeldmarkt aufgeführt.

Vorstellung des Kassenberichts und Entlastung des geschäftsführenden Ausschusses und der Kassenprüferinnen

Isolde Ahlgrimm stellt den von Bernhard Müller verfassten Kassenbericht kurz vor. Im Berichtszeitraum ist ein Plus von 8.000 EUR zu verzeichnen, wobei den größten Teil die Dampfergruppe erwirtschaftet hat. Die Mitgliederzahl des Vereins liegt z. Zt. bei 75 und ist als konstant zu bezeichnen.

(Protokollantin: Sonja Miltenberger)

Gisela Hantke ist tot

Jürgen Karwelat

Anfang November 2017 erreichte uns die traurige Nachricht vom Tod von Gisela Hantke, die den älteren Mitgliedern des Vereins noch unter ihrem Mädchennamen Gisela Hahn bekannt ist.

Seit Mitte der 1980er Jahre war Gisela über zehn Jahre lang aktives Mitglied der Dampfergruppe, hat recherchiert und selbst auch am Mikrofon gestanden. Spuren hat sie auf verschiedene Weise in der Arbeit unseres Vereins hinterlassen. So in unserem Buch „Sackgassen – Keine Wendemöglichkeit für Berliner Straßennamen“ von 1988, das damals seiner Zeit voraus war. In ihrem Beitrag „Frauen unter Straßenniveau“ analysierte Gisela, dass Frauen auf Berliner Straßenschildern im Verhältnis zu Männern nicht nur mit 1:10 unterrepräsentiert waren, sondern dass diese Frauen häufig nicht einmal durch Straßen, sondern nur durch Wege geehrt wurden.

Gisela hat auch zahlreiche Beiträge zu den beiden Büchern „Immer den Frauen nach! Spaziergang am Landwehrkanal zur Berliner Frauengeschichte“ und „Frauen an der Spree. Ein Spaziergang durch die Geschichte“ geschrieben. 1998 erarbeitete sie die CD-ROM „Berlin 1848“. Die Orte der Revolution beschrieb sie zum Teil mit zeitgenössischen Originaltexten. Und es gab auch Musik dazu. Wir werden im nächsten Jahr, wenn sich die Revolution zum 170. Mal jährt, auf Giselas Material zurückgreifen, denn die Dampfergruppe plant die Wiederaufnahme der Fahrt „Rebellisches Berlin“. Wir werden dann an Gisela denken, ich besonders, denn ich erinnere mich gut daran, dass wir öfter in den Wettbewerb eingetreten sind, wer am längsten bei einer Fete bleibt. Ich weiß nicht mehr, wer häufiger gewonnen hat. Ich denke auch an ihre Begeisterungsfähigkeit und ihr „Joohh“ als Zustimmung, wenn ein guter Vorschlag kam.

1999 ist Gisela mit der Familie nach Krefeld gezogen. Wir haben das sehr bedauert.

Gisela ist am 7. November 2017 im Alter von 59 Jahren gestorben. Wir trauern um unsere liebe Freundin und langjährige Mitstreiterin.

Jürgen Karwelat im Namen der Dampfergruppe



Gisela Hantke Mitte der 1990er am Mikrofon auf dem Schiff, das durch den Landwehrkanal fährt.
Foto: Archiv der Berliner Geschichtswerkstatt

À tout à l'heure in der Schöneberger Crellestraße - ein Berliner Artistinnen-Leben

Heike Bludau

Wir, ein Schöneberger Ingenieurspaar, haben uns vorgenommen, den Bilderschatz der Schöneberger Artistin Claire Helen Spannagel zu veröffentlichen und ihr ungewöhnliches Leben als Rollschuh- und Eiskunst-Artistin, dass sie um die ganze Welt führte, für die Nachwelt zu erhalten.

Frau Spannagel war Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts unsere Nachbarin in der Crellestraße in Berlin Schöneberg am Kaiser-Wilhelm-Platz. Wir waren junge Studenten und Frau Spannagel war schon in ihren achtziger Jahren als wir Freunde wurden. Wir kauften für sie ein, sie erzählte aus ihrem spannenden Leben.



Admiralspalast, um 1912



Frankfurt am Main, 1922



Mühlheim, 1924

Als ganz junges Mädchen zu Beginn des 20. Jahrhunderts fing sie mit einer Lehre als Perückenmacherin an, landete dann aber schnell beim damals modernen Eislaufen und hatte Engagements in Berliner Revuen, die sie schon bald in die ganze Welt führen sollten. Wir erinnern uns an Erzählungen von Auftritten im zaristischen Russland vor der Revolution, Auftritten in allen europäischen Ländern, Tournées in Nord- und Südamerika, sowie einer langjährigen Lebensstation in Paris, von der ihre Vorliebe für französische Redewendungen herrührte. So verabschiedete sie sich immer mit: à tout à l'heure (bis später).

Während ihrer langen Künstlerlaufbahn trat sie unter verschiedenen Künstlernamen zusammen mit diversen Partnern auf. Auf ihren Artistenkarten finden sich die Namen: Claire Helen's Skating Girls, Miss Juwel, Claire Hellens Eisballett und Le Deux Diamonds.



Karte aus Casablanca, 1936

Nach dem 2. Weltkrieg landete sie wieder in Berlin und wohnte seit dem in der Schöneberger Crellestraße. Für das aktive Artistenleben inzwischen zu alt, gab sie ihr Wissen an junge Nachwuchsartistinnen weiter und war schließlich beim Senat angestellt, um der Berliner Nachkriegsjugend das Rollschuh- und Eislaufen beizubringen.

Als wir sie kennenlernten lebte sie klaglos unter bescheidensten Verhältnissen in einer kleinen Wohnung mit Ofenheizung und Außen-toilette sowie Ausblick auf einen winzigen dunklen Hinterhof. Diese Wohnung hatte sie so eingerichtet wie sie selbst war, patent und unkonventionell: ihr ehemaliger Rollschuh-Fußboden war zur Trennwand umfunktioniert, die Möbel vom Sperrmüll waren so angemalt, dass sie wie aus Marmor gemacht aussahen, statt Tapeten bedeckten zimmerhohe Kunststoff-Volants die Wände.

Als sie Anfang der achtziger Jahre starb und sich keine Verwandten meldeten, konnten wir ihre Artistenbilder, Postkarten und privaten Fotos vor der amtlichen Wohnungsauflösung retten. Inzwischen sind mehr als 30 Jahre vergangen, unsere Erinnerungen an ihre Erzählungen sind stark verblasst und es gibt noch so viele offene Fragen.

Zumindest ihren Geburtsnamen konnten schon wir mittels (der wenigen) Angaben auf den Fotos und Postkarten teilweise klären: Familienname Toetzke, Vorname wahrscheinlich Klara oder

Kläre. Das Geburtsjahr ist noch zu recherchieren, es liegt vermutlich irgendwann in den 1890er Jahren (ihr Lebensalter hat sie uns nie verraten).

Wir würden gerne etwas mehr über ihre Biografie recherchieren. Aber auch die Rahmenbedingungen des Künstlerlebens in Berlin und Paris, bei Eis- und Rollschuhartisten in Varietés und Zirkussen finden wir spannend.

Wie sah ein Künstlerleben bei den Eisrevuen der Berliner Spielstätten aus (u.a. Admiralspalast und Sportpalast)? Gibt es so etwas wie Kunstkritiken aus dieser Zeit? Weiß man etwas von den Tourneen zwischen 1910 und den 1930er Jahren?



Paris, 1937

Vermutlich ab den 1930er Jahren lebte und arbeitete sie in Paris. Welche Spielstätten hat es in Paris gegeben bis Kriegsende, wo sie hätte gearbeitet haben können? Was ist dran an ihrer Erzählung als Deutsche in Kriegszeiten in Frankreich interniert gewesen zu sein? Sie war während der Pariser Zeit verheiratet mit dem namensgebenden Herrn Spannagel, war er ein Franzose?



Claire, 1954, früheres Eis Girl Solo Sportpalast

Erste Nachforschungen einer ehrenamtlichen Mitarbeiterin des Archivs zur Geschichte von Tempelhof und Schöneberg brachten ihre Eltern Theodor und Emma Toetzke sowie weitere sechs Geschwister zu Tage, die schon in der Bahnstraße, der späteren Crellestraße, lebten. Damit sieht es so aus, als ob das ganze weltläufige Künstlerleben dort endete, wo es auch begonnen hatte: in der Schöneberger Crellestraße.



1950er Jahre, Nachwuchstraining in der Crellestraße



1961, mit Neuköllner Kindern auf dem Eis

Gesucht werden:

Rat und Hilfe bei Recherchen zum Berliner Artistenmilieu (ab 1900).

Heike Bludau 030 781 69 42

50 Jahre nach dem Tod von Benno Ohnesorg – die Veranstaltung der Berliner Geschichtswerkstatt am 2. Juni 2017 vor der Deutschen Oper in der Bismarckstraße

Jürgen Karwelat

Es passiert selten, dass die Polizei mehr TeilnehmerInnen zählt als der Veranstalter. Diesmal war es so. Nach der gelungenen Veranstaltung am 2. Juni 2017 vor der Deutschen Oper in der Bismarckstraße meinte ich gegenüber dem Polizisten, der die Veranstaltung beobachtet hatte, dass wir wohl an die 200 Personen gewesen wären. Der Polizist korrigierte mich und meinte, er habe circa 300 TeilnehmerInnen gezählt.



2. Juni 2017, vor der Deutschen Oper Berlin
Foto: Sonja Miltenberger

Von dieser Seite können wir mit der von uns organisierten Veranstaltung zufrieden sein. Erschienen waren auch nicht nur Grauhaarigen, die damals schon dabei waren. Es war eine von zahlreichen Aktionen, mit denen an den Tod von Benno Ohnesorg und die Studentenbewegung in den Jahren ab 1967 erinnert wurde. Bei unserer Veranstaltung kamen folgende Personen zu Wort:

- Annegret Hansen, Vorsteherin der Bezirksverordnetenversammlung von Charlottenburg-Wilmersdorf
- Hazel Rosenstrauch, Journalistin und Zeitzeugin
- Gretchen Klotz-Dutschke, Zeitzeugin
- Uwe Soukup, Autor eines Buchs über die Ereignisse des 2. Juni 1967
- Ricarda Lang, Mitglied im Bundesvorstand der GRÜNEN JUGEND
- Dorian Raßloff als Vertreter der Evangelischen Studentengemeinde.

Die Veranstaltung sollte kein Selbstzweck sein. Zahlreiche RednerInnen betonten, dass die damalige Bewegung zwar eine Demokratisierung der Gesellschaft bewirkt hätte, von der wir heute noch profitieren, wir aber heute gefordert sind, die Demokratie zu verteidigen und uns heute autoritären Tendenzen in Deutschland und anderswo entgegen zu stellen.

Wir dokumentieren die Reden von Hazel Rosenstrauch und Gretchen Klotz-Dutschke.

**„Der Minderheit ist es gelungen, über die Jahre eine Mehrheit zu werden“.
Rede von Gretchen Klotz-Dutschke am 2. Juni 2017
an der Deutschen Oper in Berlin**

Liebe Nachdenkende,

Was hier an diesem Ort vor 50 Jahren geschah, hat das Leben einer Familie auseinandergerissen, ein noch nicht geborenes Kind vaterlos zurück gelassen und eine Frau, die ein Kind erwartete, ohne Partner. Das darf man nicht vergessen. Das ist eine Schande, die die autoritäre Tradition Deutschlands damals zurückgelassen hat.

Das ist jedoch nicht das einzige, was an diesem Tag geschah. Der 2. Juni 1967 setzte einen Prozess in Gang, dass Deutschland geändert werden muss, das diese autoritäre Tradition tödlich sein kann und nicht weitergehen soll. Von diesem Tag an begriffen allmählich viele Menschen, nicht nur die kleine Minderheit der rebellierenden Menschen, dass ein von den Nazis inspirierter Autoritarismus das Land noch in seinen Fesseln festhielt, und immer mehr Leute sympathisierten mit dieser neuen antiautoritären, außerparlamentarischen und demokratischen Opposition, die das Land endlich befreien wollte. Denn 1945 hatten zwar die Alliierten Deutschland vom Hitler-Regime befreit, aber das deutsche Volk blieb in ihrem Denken weitgehend im Schatten des Nazismus.

Es gibt Leute, die meinen, der 2. Juni, 1967 war der Anfang eines gewaltsamen Protests, der zum Terrorismus führte. Das ist eine Verunglimpfung der Antiautoritären Bewegung der 60er Jahre, und es stimmt nicht. Denn Widerstand gegen einen tödlich gewaltsamen Staat ist NICHT Terrorismus. Erst ein paar Jahre später, nach dem Attentat auf Rudi Dutschke und nach Verabschiedung der Notstandsgesetze ist eine kleine Gruppe von Menschen in den Untergrund gegangen, weil sie meinten, die deutsche Gesellschaft entwickle sich wieder in Richtung einer faschistischen Diktatur. Diese Leute sahen das Negative an der Gesellschaft, aber nicht das, was sehr positiv schon im Gange war. Sie bewegten sich weg von den antiautoritären und demokratisierenden Ideen hin zu etwas, was damit wenig zu tun hatte.

Doch was die Ereignisse des 2. Juni in Wirklichkeit verursachten, war etwas ganz anderes. Im Juni 1967 existierte die antiautoritäre Opposition schon ein paar Jahre. Aber dann überschwemmten praktisch interessierte Leute den SDS und andere Organisationen. Außerdem zeigte eine damalige Umfrage, dass ca. 20% der Bevölkerung Sympathie hatten oder diese Bewegung wenigstens nicht ablehnten. Anfang des Jahres 1968 war die Sympathie auf ca. 27% gewachsen. Immer noch eine Minderheit, aber eine wachsende Minderheit.

Deswegen haben wir diesen Tag zu feiern. **Richtig freudig zu feiern.** Denn es ist dieser Minderheit über die Jahre gelungen, zu einer Mehrheit, mehrheitsfähig, zu werden. Die Kulturrevolution und der Demokratisierungsprozess, die sie in Gang setzten, sind gelungen. Ja, es gibt viel zu feiern. Denn Deutschland heute ist ein Land, worauf jeder, der hier wohnt, egal welcher Herkunft, eigentlich stolz sein kann.

Denn diese Minderheit hatte etwas Unglaubliches geschafft, besonders wenn man bedenkt, dass in Deutschland als diese Menschen geboren wurden, noch eine Massenmordmaschine war.

Die antiautoritäre Bewegung, an der Benno Ohnesorg an dem 2. Juni teilnehmen wollte, und wofür er sein Leben gegeben hat, hat Deutschland grundlegend verändert. Wie es davor war, kann man sich kaum mehr vorstellen. Die Bewegung hat die bürgerliche Revolution von 1848 erfolgreich zu Ende gebracht. Es war **nicht**, ich betone **nicht**, die Schaffung der Bundesrepublik 1949, die Demokratie in Deutschland hervorbrachte, denn diese Demokratie wurde von den Besatzungsmächten dem deutschen Volk gegen ihren Willen aufgezwungen. So etwas kann man schwer Demokratie nennen, auch wenn eine Verfassung angenommen wurde, die potential zu Demokratie führen könnte, falls die deutsche Bevölkerung sich dafür aktiv eingesetzt hätte. Doch hätte das Volk 1949 selbst entschieden, hätten nur **2%** für die BRD- Demokratie, und nur 7% für die Weimarer Demokratie gestimmt. Beinahe die Hälfte wollte den Nazismus zurückhaben, und beinahe die andere Hälfte wollte die Monarchie. Auch daran kann man deutlich erkennen, was diese Bewegung der 1960iger Jahre geschafft hat. Eine unvergleichbare Leistung. 1989 kommt weit dahinter, denn das war nur die Wiederherstellung eines alten Zustands. Die antiautoritäre Bewegung aber hat etwas Neues und Gutes geschaffen.

Wer versuchen will das zu bestreiten, wer die Errungenschaften der antiautoritären Bewegung rückgängig machen will, der will Deutschland zerstören.



Gretchen Klotz-Dutschke bei der Gedenkveranstaltung zum Tod von Benno Ohnesorg

Aber natürlich ist klar, dieses Deutschland heute ist **keineswegs** perfekt. Vieles, was wir damals wollten, ist nicht gelungen. Vieles ist später durch erneute autoritäre Ausbrüche, sektiererische Politik, falsche Einschätzung der gesellschaftlichen Entwicklung, und natürlich vor allem, durch die politische und wirtschaftliche Elite, die dieser Bewegung ein Ende bereiten wollte, kaputt gemacht worden.

Durch die ganzen 50 Jahre seit 1967 gab es immer wieder Angriffe auf die Errungenschaften, auf die Kulturrevolution, auf die Demokratisierung. **Jedoch wurden mit der Zeit die Ideen und die Praxis** der Antiautoritären immer tiefer eingebettet in die Gesellschaft, bis sie beinahe selbstverständlich geworden sind. Aber heute wächst die Gefahr, dass dieses beste Deutschland was es ja gegeben hat, wieder zurückfällt. Besonders in dem Maße, wie sich die autoritären Entdemokratisierungstendenzen in Europa verbreiten. Kann Deutschland dagegen halten?

Sicher ist es nicht. Denn die Probleme, die zu Brexit, Trump und Le Pen geführt haben, gibt es in Deutschland auch. Und so hat Deutschland die AfD, die allerdings keineswegs den Umfang hat wie in den anderen Ländern. Aber sollten Lösungen nicht gefunden werden, kann man nicht erwarten, dass Deutschlands Situation besser wird. Es gibt große Probleme, vor allem die wachsende Ungleichheit, die Umweltprobleme, die nur oft halbherzig oder gar nicht von der Industrie angegangen werden.

Das dringendste Problem heute ist meiner Meinung nach die wachsende öffentliche Akzeptanz von Rassismus. Dazu kommen die Anhäufung von Reichtum bei wenigen Menschen bei gleichzeitiger Verarmung der Wenigverdiener sowie die Gefährdung der Mittelklasse, und nicht zuletzt die Folgen der Klimaveränderung. Zwar hängen alle drei Probleme zusammen, jedoch werden sie getrennt behandelt, die Zusammenhänge werden verschleiert. So sehen wir, wie Le Pen z.B. mit ihrem Protest gegen die Anhäufung des Reichtums durch die Elite Erfolg hat, gleichzeitig aber schürt sie den Rassismus zu gewaltsamen Höhen. Donald Trump ist es gelungen, durch falsche Versprechungen, die Elite bekämpfen zu wollen, die Wahl zu gewinnen. Jedoch meine ich, dass der Rassismus letzten Endes ausschlaggebend war. So aber stehen wir vor dem Problem: Rassismus vs. Ungleichheit. Wo soll man anfangen zu kämpfen? Geht es, beides gleichzeitig zu bekämpfen? In Frankreich zeigt sich mit Macron, dass das vielleicht nicht geht.

OK. Wir wissen, dass eine Aufgabe noch vor uns liegt. Aber was damals in den 1960er Jahren gemacht wurde, kann ein Beispiel sein. Daran anknüpfen, weitermachen. Den Entdemokratisierungstendenzen von heute, die sich verstärken, müssen wir uns entgegenstellen. Und das tun wir auch. Vielleicht nicht genug. Das können wir doch ändern. Wir müssen daran erinnern, dass es nicht selbstverständlich ist, dass es weiter gut geht. Die Kräfte, die die damaligen Leistungen zerstören wollen, sind da. Wachsam müssen wir schon sein.

Eigentlich braucht Deutschland eine neue Bewegung, die die Intensität und den Ideenreichtum wie damals hat, die den Einsatz gegen Autoritarismus und Rassismus intensiviert, und die die wachsende ökonomische Spaltung in Reich und Arm umkehrt und die die Klimaveränderung massiv angeht. Die existierenden Parteien schaffen es offenbar nicht. Die halten größtenteils immer noch an der neoliberalen Wirtschaft fest, die die Spaltung erst geschaffen hat, auch wenn das Gesamtbild von Deutschlands Wirtschaft gut aussieht. Die Einzelheiten aber sind nicht schön. Wo unser jetziges System in Frage gestellt wird, werden keine Alternativen angeboten. Aber wir wissen, dass eine Bewegung Erfolg haben kann. Wir haben es erlebt. Wir wissen, dass eine Bewegung die Gesellschaft ändern kann. Das hat die antiautoritäre Bewegung getan und eben deshalb heute feiern wir heute!!

2. Juni 1967 – 2. Juni 2017

Rede von Hazel Rosenstrauch am 2. Juni 2017 vor der Deutschen Oper in Berlin

Es ist offenkundig eine Alterserscheinung, dass ich jetzt als Zeitzeugin titulierte und eingeladen werde. Ja, ich war vor 50 Jahren (!) dabei, mein nachhaltigster Zeuge ist ein Brustwirbel, der bis heute schmerzt. Ich hatte mich noch vorgedrängt, weil ich ja so klein bin und möglichst viel mitbekommen wollte. Als die fanatisierten Polizisten – ohne Vorwarnung – losgestürmt sind, habe ich mich auf den Boden geworfen, Arme über dem Kopf – die Folge war der Gummiknüppel auf dem Rücken.

Was ich danach gemacht habe, weiß ich nicht mehr, erinnere mich vor allem daran, dass wir (? heute fällt es mir schwer, dieses „wir“ zu identifizieren) uns am nächsten Tag an der FU trafen, allerlei Vorschläge für weitere Aktionen durch die Luft schwirrten und wir das Erlebte besprechen konnten. DAS war wichtig. Man war nicht nur entsetzt, verletzt und ausgeliefert, sondern war Teil einer Gruppe, in der sich die Schmerzen auf wundersame Weise verwandelten. Wir sprachen über die Angst, widersprüchliche Informationen und Gerüchte über einen Toten – wollten etwas tun, ändern, uns wehren, die Welt, zumindest die Kommilitonen und auch Professoren informieren ... Das Persönliche war politisch, das Politische wurde zur persönlichen Angelegenheit. Die Prügel bekamen eine Bedeutung, die über meine individuelle Verletzung hinausging.

Interessanter als solche Veteranengeschichten scheint mir die Besinnung auf das, was sich seither und als Folge der Empörung weiter Kreise nach dem 2. Juni geändert hat: Lange Haare und saloppe Kleidung sind kein Grund mehr, von der einheimischen Bevölkerung bespuckt oder physisch bedroht zu werden. Man hört nicht mehr „Unter Adolf hätte man euch ins KZ gesteckt“ oder „Euch sollte man vergasen“ (obwohl das neulich eine Bettlerin in der U-Bahn auch sagte, weil sie nichts bekommen hatte).

Unter Polizisten gibt es inzwischen junge Männer mit langen oder sogar bunten Haaren, bei Demonstrationen diskutieren sie mit Protestierenden oder lachen sogar – all das war in den 1960er Jahren ebenso unmöglich wie eine Widerrede gegen Autoritäten. Die Berliner Bevölkerung ist nicht mehr überaltert und vor allem nicht mehr fanatisch, der radikale Antikommunismus, der ihre Sicht geprägt hatte, ist obsolet geworden. Das Wort Lügenpresse gab es noch nicht, aber Zeitungen, Rundfunk, Polizei und Berliner Regierung logen, dass sich nicht nur Balken bogen, sondern die Brücken zum Establishment zusammengebrochen sind. Vor 50 Jahren war es nicht üblich, dass man oder gar eine Frau einem Professor Fragen stellt, Forderungen für bessere Studienbedingungen wurden gerade erst erfunden, alles war hierarchisch und Ordnung das oberste Gebot. Die Luft war noch von Ex-Nazis verpestet. Darüber ist in letzter Zeit viel gesagt worden, darum lasse ich die Details weg, möchte allerdings hervorheben, dass ich nicht, wie Götz Aly und andere so gerne verallgemeinern,



Hazel Rosenstrauch
Foto: Sonja Miltenberger

aus einer Nazifamilie kam. Ich komme aus einer linken, jüdischen und österreichischen Familie und musste nicht gegen die Eltern rebellieren. Der 2. Juni hat viele junge Leute – Studierende, Lehrlinge, Fürsorgezöglinge und auch Journalisten, einige wenige Professoren und nach ein paar Tagen den damaligen Bürgermeister verändert. Nach und nach und nicht zuletzt durch die Konfrontation mit einer von Drill und Drohung geprägten Polizei haben junge oder auch nicht so junge Menschen gelernt, den Mund aufzumachen, sich zusammen zu tun, um ihre Welt mitzugestalten. Seither haben sich mehr Menschen getraut, versteinerte Verhältnisse zum Tanzen zu bringen. Germania öffnete sich, man nahm andere Kulturen und Traditionen wahr; es gab Proteste aller Art, Initiativen und Zusammenschlüsse, um diese und jene Interessen zu vertreten, neue Lebens- und Wohnformen, Off-Bühnen und Raubdrucke von Büchern, die wegen der Vertreibung ihrer Autoren nicht auf dem Markt waren.

Wir haben furchtbar viel gelesen, entworfen, diskutiert, viele Fragen gestellt ... die zu banalen Antworten samt lächerlichen Parteigründungen, Dogmen und erneuerter Disziplin kamen erst später und das sind die Wermutstropfen beim Gedenken an 67ff.; seither und noch immer interessiert mich die Frage, wie zu verschiedenen Zeiten unter immer anderen Bedingungen überlebte Strukturen untergehen und Neues in die Welt kommt.

Wir dachten nicht, dass all das wieder zurückgedreht werden könnte. Die 1970er Jahre brachten – unter Willy Brandt! – Berufsverbote, und spätestens der sogenannten Herbst – hie Entführungen und Morde der RAF, da Überwachung und Bespitzelung durch Polizei und „Volk“ – haben die Euphorie und Illusionen gedämpft.

Vor und zurück. Aber das Wissen und der Blick über den deutschen Tellerrand waren nicht mehr rückgängig zu machen. In den 1980er gab es nochmals einen Schub, als die NS-Generation tot oder doch aus wichtigen Positionen verschwunden war, Wohngemeinschaften, Hausbesetzungen, Punks und Proteste – Gorleben, Wackersdorf, Startbahn West. Männer dürfen inzwischen Gefühle zeigen und Frauen aktiv sein, Konventionen, an die man sich halten muss, gibt es kaum mehr. (Wie das demnächst mit der Leitkultur wird, wissen wir noch nicht.) Man kommt in Deutschland nicht mehr (um Erich Kästner zu zitieren) „mit Sporen und gezog'nem Scheitel auf die Welt“.

Ich habe übrigens, wenn auch erst nach sieben aufreibenden Jahren, meinen Prozess gegen den Polizeipräsidenten und Leberwursttaktiker Duensing gewonnen. Der Polizeieinsatz am 2. Juni 1967 war – in den Augen eines deutschen Gerichts – rechtswidrig. Das Schmerzensgeld, das mir zugestanden wurde, habe ich erstaunlicherweise in die Rente investiert, was mir jetzt zugutekommt. Die Verhältnisse haben sich in vieler Hinsicht zum Positiven entwickelt, aber es bleibt noch viel zu tun. Wieder. Ich bin schon neugierig, was die jetzige junge Generation wegräumen und neu gestalten wird.

10 Jahre Rio-Reiser-Gedenkfahrt „Scherben bringen Glück“

Sema Binia

Wär hätte 2008 zu unserer ersten Fahrt „Scherben bringen Glück“ gedacht, dass wir diese Fahrt auch noch in 10 Jahren mit wachsender Zuschauerzahl durchführen werden. Die erste schriftliche Anfrage für das Jahr 2017 kam am 28. Februar. Am Ende hatten wir an beiden Sommerabenden 18. und 19. August 2017 knapp 400 Gäste, um bei den Fahrten über Spree und Landwehrkanal Texte von und über den am 20. August 1996 verstorbenen Sänger zu hören, bei den Liedern mitzusingen und auch, um alte Bekannte zu treffen, wie jedes Jahr seit 2008.



Auch in diesem Jahr konnten wir zahlreiche Gäste von weither, z.B. aus Goslar, Hamburg, Bayern, Sachsen oder auch Brandenburg, Havelberg, Potsdam, Tegel, Kreuzberg, Moabit und Zehlendorf auf dem Schiff „Spree Comtess“ begrüßen, die seit vielen Jahren zu den Schiffsfahrten kommen. Neben Gymmick, dem Sänger und Gitarristen waren auf den beiden Schiffskonzerten der Bassist Kai Sichter mann, der auch gleichzeitig Gründungsmitglied ist, der Schlagzeuger Funky K. Götzner (auf dem Schiff am Cajon), der erste Bandmanager Nickel Pallat und der Flötist Jörg Schlotterer, der die Band um Rio Reiser damals in seine 8-Zimmerwohnung einziehen ließ. Mit dabei war auch die Berliner Sängerin AnayanA, Tochter von Britta Neander, die ebenfalls Teil der Scherben-Kommune und außerdem Schlagzeugerin der 1979 gegründeten Frauenband 'Carambolage' war. Britta Neander starb leider viel zu früh 2004.

Der Texter des Songs „Zauberland“, Misha Schöneberg, war ebenfalls Gast auf dem Schiff, wie auch Bernhard Ka, damals Mitglied des von ihm und Rio Reiser (zusammen mit anderen) gegründeten Lehrlingstheater 'Rote Steine', der eine Zeitlang am Tempelhofer Ufer gewohnt hatte und einige der legendären Auftritte der Scherben, z.B. ihren Auftritt auf dem Fehmarn-Open-Air-Festival im September 1970, mitgemacht hatte. Special Guest war in diesem Jahr Arno Funke. Doch dazu später.

Unglücklicherweise ist wenige Tage vor den beiden Fahrttagen unser Leser, der Schauspieler Helmut Krauss erkrankt. So kurzfristig einen adäquaten Ersatz zu finden war nicht leicht. Wir konnten dann schließlich die Schriftstellerin Barbara Sichtermann gewinnen, die Schwester des Bassisten Kai Sichtermann. Beide hatten wenige Monate zuvor das Buch „Das ist unser Haus“, die Geschichte der Hausbesetzungen in Deutschland, geschrieben. Auf unseren Schiffsfahrten las sie u.a. aus der Scherben-Biografie „Keine Macht für Niemand“, Texte aus Rio Reisers Biografie „König von Deutschland“ und aus anderen Quellen. Sema Binia und Jürgen Karwelat moderierten die Fahrt.

Begonnen hatte die Band mit dem „Blinden Passagier“. Nach dem Song kamen alle Beteiligten aus dem Unterdeck rauf aufs Oberdeck, wo wir wie im letzten Jahr die Begrüßung durchgeführt hatten, da sich ansonsten alles unten abspielt. So konnte niemand behaupten, dass wir schöne Musik von der Konserve gespielt haben. Das ist tatsächlich mal am Ende einer der vergangenen Fahrten vorgekommen. Anschließend las Barbara Sichtermann aus Rio's Geburtsbericht. Schritt für Schritt, oder besser Knoten für Knoten erzählten wir Geschichten aus dem Leben der Band. Die Band spielte dazu die Songs.

Bei einem Song hörten wir Rio's Stimme mit der Aufnahme „Der Traum ist aus“ aus der Ost-Berliner Werner-Seelenbinder-Halle vom Oktober 1988. Bei diesem Einspieler wird es auf dem Ober- und Unterdeck immer etwas stiller. Kurz vor der Mühlendammschleuse kam Misha Schoeneberg ans Mikro und erzählte über seine Zeit in Fresenhagen in den 1980er und 1990er Jahren und über die Entstehung des Songs „Zauberland“.

Ein Highlight war der Song „Laß uns das Ding drehn“. Einen Bezug zum Leben der Bandmitglieder gibt es nicht. Aber die Band wollte das Stück gern mit reinnehmen. Als Geschichtswerkstatt hatten wir sehr schnell einen Bezug gefunden. Am Landwehrkanal gegenüber dem Potsdamer Platz hatte Dagobert alias Arno Funke eines seiner Verstecke. In den 1990ern verfolgten die Berliner die Presseberichte über Dagobert, der den Konsumtempel Karstadt erpresste und mit phantasiereichen Tricks die Polizei zum Narren hielt. Arno Funke hatte den Song schon einmal gesungen – 2007 mit der Scherben-Family. Da lag natürlich der Gedanke nahe, Arno Funke mit ins Boot zu nehmen.

Im Mai 2017 hatte unser Schiffstrio „Kai und Funky von Ton Steine Scherben mit Gymnick – akustisch“ die CD „Radio für Millionen“ aufgenommen. Darauf zu hören ist auch „Laß uns das Ding drehen“ – gesungen von Arno Funke. Wir hatten ihn gefragt, ob er den Song auch auf dem Schiff singen würde. Er hatte nicht sofort zugesagt – aber er kam. Leicht textunsicher, deshalb mit Zettelchen in der Hand – brachte er das Publikum in Stimmung. Am zweiten Tag ging´s auch ohne Spickzettel. Arno Funke hat seine Strafe abgessen und ist mittlerweile resozialisiert und arbeitet als Karikaturist.

Im letzten Teil unserer Fahrt nach der Tiergartenschleuse fahren wir im Dunkeln aus dem Charlottenburger Teil des Landwehrkanals rein in die Spree Richtung Moabit zu unserem Ausgangspunkt. Die Hits wie „Keine Macht für Niemand“, „Macht kaputt was euch kaputt macht“ oder der BVG-Song „Mensch Meier“ liegen hinter uns. Zeit, etwas maritime Stimmung aufkommen zu lassen mit Songs wie dem „Ostindienlied“, „Das Schiff sind wir, Matrosen“ oder auch „Übers Meer“, mit dem wir diese Fahrt beendet hatten.

Es waren wieder einmal zwei gelungene Fahrten durch die Berliner Innenstadt auf den Spuren von Rio Reiser mit seiner Band Ton Steine Scherben.

Presseerklärung

Die Berliner Geschichtswerkstatt lädt ein zu einer
Gedenkveranstaltung:

**„Das war glatter Mord an den Matrosen –
Erinnerung an den Matrosenaufstand von 100 Jahren“**

am Dienstag, den 5. September 2017 um 18.30 Uhr

Reichpietschufer/Einmündung Köbisstraße, nahe Bauhaus-Archiv

Vor genau hundert Jahren, am 5. September 1917 wurden auf dem Militärgelände Wahner Heide, nahe Köln, die beiden Berliner Matrosen Max Reichpietsch und Albin Köbis erschossen. Vorausgegangen war ein skandalöser Militärgerichtsprozess, in dem fünf Matrosen als angebliche Anführer einer Meuterei zum Tode verurteilt worden waren. Bei drei Matrosen wurde die Todesstrafe in 15 Jahre Haft umgewandelt.

Am 2. August 1917 hatten 600 Matrosen in Wilhelmshaven den Dienst verweigert. Sie protestierten gegen schlechtes Essen, ungerechte Behandlung und einen möglichen Kriegseinsatz. An den beiden Berlinern wurde ein Exempel statuiert. Die wurden als angebliche Rädelsführer erschossen.

Im Jahr 1947 beschloss die Berliner Stadtverordnetenversammlung, das damalige Tirpitzufer, benannt nach dem Großadmiral der Kaiserlichen Marine, nach Max Reichpietsch zu benennen. Die Admiral-von-Schröder-Straße wurde nach Albin Köbis benannt. Dadurch wird die Erinnerung die zwei Berliner Matrosen erhalten, die durch ihr Handeln ein Zeichen für den Frieden setzen wollten.

Jürgen Karwelat

für den Geschäftsführenden Ausschuss

„Das war glatter Mord an den Matrosen – Erinnerung an den Matrosenaufstand von 100 Jahren“

Jürgen Karwelat

Unter diesem Motto versammelte sich eine kleine Gruppe von Vereinsmitgliedern und Interessierten am 5. September 2017 am Reichpietschufer/Einmündung Köbisstraße, nahe dem Bauhaus-Archiv, und hielt eine Gedenkveranstaltung ab.

An diesem Tag vor genau 100 Jahren wurden auf dem Militärgelände Wahner Heide, nahe Köln, die beiden Berliner Matrosen Max Reichpietsch und Albin Köbis erschossen. Vorausgegangen war ein skandalöser Militärgerichtsprozess, in dem fünf Matrosen als angebliche Anführer einer Meuterei zum Tode verurteilt worden waren. Bei drei Matrosen wurde die Todesstrafe in 15 Jahre Haft umgewandelt.



5. September 2017, Foto: Carlotta Rust

1917 hatte das deutsche Kaiserreich schon etwa vier Jahrzehnte „Weltpolitik“ hinter sich. Auch Deutschland wollte sich „einen Platz an der Sonne“, also Kolonien in der südlichen Hemisphäre sichern. Ein Mittel dieser Politik war die Schaffung einer starken Flotte. Diese Flotte kam im Ersten Weltkrieg zu einigen spektakulären Einsätzen, meist mit hohen Verlusten an Menschenleben und Material verbunden (Skagarakschlacht). Im Kriegswinter 1916/17, dem so genannten Kohlrübenwinter, war die Not groß, es gab kaum etwas zu essen, es herrschte Hunger in Deutschland. Der Unterschied zwischen der Verpflegung der Mannschaften und der Offiziere der Marine waren enorm. In der Offiziersmesse wurde gut gegessen und getrunken. Die Mannschaften hatten nur schlechtes Dörrgemüse ohne Fleisch und Fett. Es kam die erniedrigende Behandlung der Mannschaften dazu. Darüber hinaus versuchten die Offiziere die Mannschaften für einen deutschen „Siegfrieden“ zu begeistern.

Mitte 1917 war das Maß voll: Die Matrosen mehrerer Schiffe reagierten auf die Schikanen mit Hungerstreik, Verweigerung des morgendlichen Dienstantritts und auch unerlaubten Landgang. Am Morgen des 1. August 1917 verließen 49 Mann des Schiffs „Prinz Luitpold“, das in Wilhelmshaven lag, das Schiff, lagerten auf dem Deich und kehrten dann auf das Schiff zurück. Elf von ihnen wurden mit Arrest bestraft, was zu Protesten am nächsten Tag führte. Am 2. August gingen etwa 400 Matrosen und Heizer zu einem Protestgang. Sie zogen nach Rüdersiel (bei Wilhelmshaven) in eine Gaststätte und wurden einige Stunden später gewaltlos zurückgeholt. Dort sollen Albin Köbis und Max Reichpietsch in einer Rede den baldigen Frieden gefordert haben. Sie und andere angebliche Rädelsführer wurden verhaftet.

Es gab einen Kriegsgerichtsprozess am 26. August 1917. Fünf Angeklagte wurden wegen „Vollendung der kriegsverräterischen Aufstandserregung“ zum Tode verurteilt. Es handelte sich um Max Reichpietsch, Albin Köbis, Hans Beckers, Wille Sachse und Willi Weber. Die drei Letztgenannten wurden zu Haftstrafen begnadigt. Reichpietsch und Köbis wurde zum Verhängnis, dass sie Kontakt der USPD hatten, so dass ihr Handeln als von der USPD gesteuert dargestellt wurde. Hier wollte die Generalität ein Exempel statuieren, obwohl selbst in Militärjustizkreisen keine „Vollendung der kriegsverräterischen Aufstandserregung“ gesehen wurde, ein Todesurteil daher nicht gerechtfertigt gewesen wäre.

Am 3. September erhielten Reichpietsch und Köbis die Nachricht, dass das Todesurteil gegen sie vollstreckt würde. Zwei Tage später wurden sie, weit von der Küste und weit von Berlin, in der Wahner Heide erschossen. Dort sind sie auch begraben. Die Frist von der Bestätigung des Urteils durch den Flottenkommandanten war so kurz, dass kein Gnadengesuch gestellt werden konnte. Der Brief von Max Reichpietsch vom 30. August an seine Eltern wurde bewusst zurück gehalten. Die Erschießungen in der Wahner Heide wurden am 5. September 1917 um 7 Uhr morgens vorgenommen. Aus Angst, die Soldaten könnten die Erschießung verweigern, teilten die Vorgesetzten des Exekutionskommandos mit, dass sie englische Spione zu erschießen hätten, die geheime U-Bootpläne entwendet hätten.



Der Gedenkstein in Erinnerung an Albin Köbis und Max Reichpietsch, 1928 vom Roten Frontkämpferbund in Wahn-Heide aufgestellt.

Wenige Meter davon entfernt liegen die Gräber der beiden Matrosen. Der Namen auf dem Grab von Albin Köbis ist falsch geschrieben, nämlich „Cöbis“. Der Friedhof ist ein Kuriosum. Es ist ein städtischer Friedhof der Gemeinde Wahn. Er liegt aber auf dem Gebiet der Luftwaffenkaserne Wahn.

Foto: Jürgen Karwelat

Im Jahr 1947 beschloss die Berliner Stadtverordnetenversammlung, das damalige Tirpitzufer, benannt nach dem Großadmiral der Kaiserlichen Marine, nach Max Reichpietsch zu benennen. Die Admiral-von-Schröder-Straße wurde nach Albin Köbis benannt. Dadurch wird die Erinnerung an die zwei Berliner Matrosen erhalten, die durch ihr Handeln ein Zeichen für den Frieden setzen wollten.

Die Berliner Geschichtswerkstatt wird sich dafür einsetzen, dass an der Bushaltestelle „Köbisstraße“ der Buslinie M 29 eine Informationstafel über die Marinejustizmorde vom 5. September 1917 angebracht wird.

Der damalige USPD-Abgeordnete Dittmann erinnerte sich später:

»Im Laufe der Kriegsjahre haben sich zahlreiche Soldaten und Marineleute schriftlich oder persönlich mit Beschwerden an die Abgeordneten und die Vertrauenspersonen der USPD gewendet. So kam Anfang Juni 1917 auch der Matrose Reichpietsch vom Schiff« Friedrich der Große», der vom 6. bis 21.

Juni 1917 Urlaub nach Neukölln zu seinen Eltern bekommen hatte, zu mir [...] Gleichzeitig sollte er Beschwerden über Verpflegung, Behandlung und Dienst vorbringen. Reichpietsch ist auch tatsächlich sowohl bei der USPD wie bei der SPD gewesen [...] Er] machte den Eindruck eines sehr geweckten, frischen jungen Mannes, war aber politisch völlig ungeschult und unerfahren, wie sich im Gespräch sofort herausstellte und er auch gar nicht zu verbergen suchte. Da er schon 1912 als Achtzehnjähriger freiwillig in die Marine eingetreten war, hatte es ihm an jeder Gelegenheit zu politischer Schulung gefehlt, so daß er 1917 als Dreiundzwanzigjähriger auch von den damals aktuellen politischen Fragen nur ganz naive und unklare Vorstellungen besaß.«

Aus: Dittmann, Wilhelm: Die Marine-Justizmorde von 1917 und die Admirals-Rebellion von 1918, Berlin o.J. [1926], S. 30f

Abschiedsbrief von Karl Köbis. Zitiert nach: Regulski, Christoph: Lieber für die Ideale erschossen werden, als für die sogenannte Ehre fallen, Wiesbaden 2014, S. 228

„Liebe Eltern!

Ich bin heute, den 11. 9. 1917 zum Tode verurteilt worden, nur ich und noch ein Kamerad, die andern sind zu 15 Jahren Zuchthaus begnadigt worden.

Warum es mir so ergeht, werdet Ihr ja gehört haben.

Ich bin ein Opfer der Friedenssehnsucht, es folgen noch mehrere.

Ich kann der Sache nicht mehr Einhalt gebieten; es ist jetzt 6 Uhr morgens, um 6.30 Uhr werde ich nach Köln gebracht. Mittwoch den 12. 9. 4 Uhr morgens falle ich, ein Opfer der Militärjustiz.

Ich hätte Euch gern noch einmal die Hand zum Abschied gedrückt, aber ich werde stillschweigend erledigt.

Tröstet Paula und meinen kleinen Fritz.

Ich sterbe zwar nicht gern so jung, aber ich sterbe mit einem Fluch auf den deutschen Militärstaat. Das sind meine letzten Zeilen.

Vielleicht bekommst Du und Mutter diese einmal zugesandt.

Auf immer Euer Sohn.

Lieber Kamerad! Wenn Du solltest bald die Freiheit bekommen, sende dieses an Herrn Karl Köbis Berlin-Reinickendorf Chausseestraße 16.“

Aus der Haft schrieb Max: Reichpietsch seinen Eltern am 30. August 1917 einen letzten Brief.

»Geliebte Eltern!

Ich hätte Euch schon lange geschrieben, was mit mir los ist, aber ich wollte erst mein Urteil abwarten. Nun ist dieser Tag gewesen, und er ist noch schlimmer ausgefallen, als ich gedacht habe. Es ist ein Todesurteil geworden.

Ob es vollstreckt wird, oder ob es durch die Gnade des Kaisers verhindert wird, liegt in Gottes Hand. Ich habe keine Hoffnung mehr und habe mit dem Leben abgeschlossen.

Das hatte wohl keiner gedacht, als wir im Juni Abschied nahmen, daß es das letzte Mal sein sollte. Nun bitte ich Euch, liebe Eltern, verzeiht mir diese letzten Vergehen, damit ich ruhig in die andere Welt hinübergehen kann, wo wir uns alle einmal wiedersehen. Auch danke ich Euch für all das Gute, was ihr an mir getan habt. [...]

Teilt mir bitte die Adresse und den Namen des Vorstehers oder Apostels der Gemeinde von hier mit. [...] Und wenn Ihr noch mehr und Näheres über mein Vergehen wissen wollt, so schreibt an den, der Euch auf meinen Auftrag hin zum ersten Mal geschrieben hat.

Nun entschuldigt, daß ich nicht mehr schreibe; aber mir ist das Herz so schwer, daß es mir unmöglich ist, noch weiter zu schreiben. Denn es ist traurig, als junger Mensch in der Blüte der Jahre, mit einem Herzen voll Hoffen und Sehnen, schon sterben zu müssen, sterben durch harten Richterspruch.

Grüßt Willy und Gertrud, und Euch selbst umarmt und küßt zum letzten Male

Euer Sohn Max

Alles, was Ihr für mich machen könnt, ist, wenn Ihr durch einen Rechtsanwalt

oder durch den Stammapostel ein Gnadengesuch an den Kaiser macht, in dessen Hand augenblicklich mein Leben ruht, und dessen Hand auch hier mildtätig wirken wird.

M.«

Aus: Dittmann, Wilhelm: Die Marine-Justizmorde von 1917 und die Admirals-Rebellion von 1918, Berlin o. J. [1926], S. 230/231

„Berlin liest“ in der Berliner Geschichtswerkstatt

Sema Binia

In diesem Jahr erreichte uns keine E-Mail vom *literaturfestival berlin*. Vielleicht sind wir aus dem Verteiler geflogen oder es waren andere Gründe. Sowieso wollte ich recht frühzeitig einladen, denn die letzten Lese-Events waren immer sehr bereichernd mit all den unterschiedlichen Menschen und ihren Lese-Texten. Regelmäßig beobachtete ich die Homepage, bis dann im Juli über das diesjährige Thema informiert wurde: Die allgemeine Erklärung der Menschenrechte. Ich schrieb an die Menschen im Organisationsbüro des *literaturfestival berlin*, die sehr erfreut über unsere Anmeldung waren. Anders als in den Jahren davor war der E-Mail-Verkehr mit den Organisatorinnen diesmal in englischer Sprache. Das Büro war mittlerweile international besetzt.

Jetzt konnte ich loslegen und zum Mittwoch, 6. September 2017 einladen. In den darauffolgenden Wochen meldeten sich Pensionäre, Rentner, Studentinnen, Aufstockerinnen, KünstlerInnen, Angestellte, Arbeitslose, Malocher, Freischaffende und Menschen, die auf der Suche sind. Ein Aufruf im Schaufenster unseres Ladens, unsere Homepage und das Büro des *literaturfestivals berlin* waren Anlaufstelle für Lese- und Schreibhungrige. Leider wurde aus keinem Werk gelesen, das beim Festival vorgestellt wurde. Auch das Motto spielte bei fast keinem Text eine Rolle. Das tat aber der Lesefreude keinen Abbruch.

Am 6. September war die Liste komplett. Durchgängig ohne Pause im 30-Minuten-Rhythmus wurden die unterschiedlichsten Texte gelesen. Die Zuschauerzahl blieb unter 10. Aber es hörten auch die einen oder anderen Leserinnen und Leser den Anderen zu.

Der Kaffee dampfte, die Croissants lächelten uns an und von unserem neuen Mitglied Ines Müller stand morgens ein selbst gebackener Kuchen auf dem Tisch. Es begann alles etwas improvisiert, weil sich zwischen 09:00 und 10:00 Uhr weitere Leute anmeldeten, die in den Zeitplan integriert werden mussten.

Von der ersten Teilnehmerin haben wir daher weder Namen noch Titel ihrer Geschichte, aber wir haben sie noch in unterhaltsamer Erinnerung. Sie begann um 10:00 Uhr. Um 10:30 las unser Mitglied Marita Filipowski von Octavia Winkler „Vom Leben auf dem Lande“. Octavia Winkler war in der Woche darauf in der Geschichtswerkstatt, um ein weiteres Buch vorzustellen. Ein weiteres Mitglied unseres Vereins, Jürgen Karwelat las aus „Viva Polonia“ von Steffen Möller.

Dann las die Malerin Sabine Tausch. Ich kann mich sehr gut erinnern, dass sie bei meiner Anfrage für das Lese-Event sofort wusste, was sie lesen wird: aus „Schattenschlamm“ von Benno Meyer-Wehlack. Die Studentin Marja Asgari hab ich auch noch in guter Erinnerung. Sie las direkt aus ihrem Laptop eine Geschichte aus einem Manuskript für einen Roman mit dem Arbeitstitel „Totentanz auf den Hügeln des Frühlings“, für den sie auf der Suche nach einem Verlag ist.



Marita Filipowski



Jürgen Karwelat



Marja Asgari



Bulgarin

Die nächste Leserin war eine Bulgarin, die schon lange in Berlin lebt. Wegen ihrer sehr spontanen Anmeldung noch am selben Morgen habe ich weder Namen noch Titel ihres Textes. Aber wir haben auch sie noch in lebendiger Erinnerung, weil wir uns mit ihr noch intensiv über Bulgarien, Gott und die Welt unterhalten haben. Und sie präsentierte uns noch stolz einen bulgarischen Kulturpreis, den sie mal erhalten hatte.

Am frühen Nachmittag las Kai Artinger aus seinem Kriminalroman „Das Picasso-Komplott, einer Geschichte von 1937, die in Deutschland, Italien, Spanien und Frankreich spielt und die Bombardierung Guernicas im Spanischen Bürgerkrieg durch die Legion Condor thematisiert. Peter Lassau, der seit einigen Jahren Mitglied der Dampfergruppe ist, las aus „Die große Wanderung“ von Hans Magnus Enzensberger und „Die Füße im Feuer“ von C.F. Meyer.



Kai Artinger



Peter Lassau

Misha Schoeneberg las aus seinem neuen Buch „Siddhartha Highway“. Er schildert in diesem Buch seine Erlebnisse auf einer Reise von 1500 Kilometer zu Fuß mit 220 Thai-Mönchen als einziger Weißer. Diese Geschichte war schon ein Höhepunkt an diesem Tag.

Ich selbst las einen Auszug aus „Shanghai fern von wo“ von Ursula Krechel, ein Buch über das letzte Schlupfloch von tausenden von jüdischen Menschen vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.

Doris Bewernitz las etwas ganz Besonderes aus ihrem Buch „Martha auf dem Schwein“. Marthas schönstes Geburtstagsgeschenk zum 90. ist die Frage eines Mädchens: „Woran erinnerst Du Dich am liebsten?“ Und das besondere an dem Buch: Es ist in Leichter Sprache geschrieben. Erstbesetzer des Rauch-Hauses Bernhard Ka las aus seinem Buch „Mannsbilder“, Geschichten über die Einsamkeit von Männern in der Großstadt, über ihre gescheiterten Beziehungen, enttäuschten Erwartungen, über ihre Komplexe, Ängste, Schwächen und Unzulänglichkeiten.



Misha Schoeneberg



Doris Bewernitz



Bernhard Ka



Henriette Molon

Markus Seifert aus der Dampfergruppe las – und sang - „Gereimte Gedanken“ – wieder mal eine Kostprobe einige seiner Gedichte. Zu guter Letzt las Henriette Molon aus ihrem Buch der Angst. Kurz vor Ende der Veranstaltung kam die Verkäuferin der Apfelgalerie in unseren Laden, um noch ein wenig Literatur mitzubekommen.

Es war wieder mal ein bereichernder Tag mit unterschiedlichster Literatur von früh bis spät mit 14 Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Ich freu` mich auf`s nächste Jahr.

Neue Erklärungstafel zum Attentat auf Rudi Dutschke am Kurfürstendamm 141

Jürgen Karwelat

Lange hat es gedauert. Vor über drei Jahren hatte ich über die Fraktion Bündnis 90/Die Grünen in der Bezirksverordnetenversammlung Charlottenburg-Wilmersdorf angeregt, eine zusätzliche Erklärungstafel am Ort des Attentats auf Rudi Dutschke am 11. April 1968 anzubringen. Am 16. September 2017 war es endlich so weit. Unter Anwesenheit von Gretchen Klotz-Dutschke und Annegret Hansen, Vorsteherin der BVV Charlottenburg Wilmersdorf, einigen Vereinsmitglieder der Berliner Geschichtswerkstatt und weiteren Gästen wurde die Erklärungstafel eingeweiht. Die neue Tafel ist an der Rückseite der Glaswand der Bushaltestelle Kurfürstendamm/Joachim-Friedrich-Straße angebracht. Die Berliner Geschichtswerkstatt hat die Herstellung der Tafel finanziert und auch die Kosten für die Nutzung des historischen Fotos vom Ort des Attentats übernommen. Ein Dank geht an die Vereinsmitglieder, die dafür gespendet haben. Die Firma WALL hatte ihre Bushaltestelle zur Verfügung gestellt. Der Erklärungstext befindet sich auf einer Folie, die rückwärtig auf der Glasscheibe angebracht wurde. Zwar befindet sich in unmittelbarer Nähe der Haltestelle seit dem 23. Dezember 1990 eine in den Boden eingelassene Tafel aus Granit, die an das Attentat erinnert. Die Tafel ist aber sehr unscheinbar. Selbst Personen, die den Ort der Kennzeichnung kennen, müssen sich bemühen, die in das Pflaster eingelassene Platte zu finden.

Gretchen Dutschke-Klotz und ihre Berliner Enkelin Luise vor der Erklärungstafel
Foto: Andreas Bräutigam



Helena Bohle-Szacka

Eine Zeitzeugin und ihre Brückenschläge

Ewa Czerwiakowski

Bereits 2005 erschien Helena Bohle-Szacka im Interessenfeld der Berliner Geschichtswerkstatt, die sich damals an einer internationalen Befragung der ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter beteiligte. Als KZ-Überlebende berichtete Helena vor Kamera und Mikrofon über ihren verwickelten Lebensweg, der sie schließlich nach Deutschland führte. Von 1968 bis zu ihrem Tod 2011 war sie eine Wahlberlinerin. Es war also kein Zufall, dass unser Verein gebeten wurde, als deutscher Kooperationspartner für das durch die Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft geförderte Projekt „Helena Bohle-Szacka. Mosty / Die Brücken“ zu agieren und die Ausstellung in Białystok zu unterstützen.



Helena Bohle-Szacka während des Interviews im Dezember 2005,
Kamera: Stanisław Ścieszko, Screenshot.

Helena wurde 1928 im polnischen Białystok geboren und verbrachte in der Stadt eine glückliche Kindheit. Doch zum Verhängnis wurde für sie die Herkunft ihrer polnischen Eltern: Die Mutter war jüdischer, der Vater deutscher Abstammung. Die beiden überlebten unter dramatischen Umständen die deutsche Besatzung, während Helena als KZ-Häftling die Brutalität der nationalsozialistischen Verfolgung erleben musste.

Ihr Leidensweg führte sie vom Białystoker Gestapo-Gefängnis über das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück in ein KZ-Außenlager von Flossenbürg im oberfränkischen Helmbrechts und dann, im Zuge des Todesmarsches, nach Falkenau-Zwodau in Böhmen, wo sie und ihre erschöpften Leidesgenossinnen von amerikanischen Truppen befreit wurden.

Ihr Nachkriegsschicksal trug in Verbindung mit ihrer Verfolgungserfahrung dazu bei, dass sie eine besondere Zeitzeugin wurde. In Polen arbeitete sie erfolgreich als Modedesignerin. 1968, angesichts der staatlich gesteuerten antisemitischen Hetze, verließ sie Polen und emigrierte nach Westberlin. Hier unterrichtete sie an der Lette-Schule Grafik und visuelle Kommunikation und war als Künstlerin tätig. In ihrem Selbstverständnis blieb sie Polin – wegen der Sprache und Kultur und nicht zuletzt im Hinblick auf die Menschen, die ihr am nächsten standen. Und dennoch: Es war keine national begrenzte Identität. Helena war offen gegenüber allen „Fremden“ und geradezu neugierig auf ihr „Anderssein“. So spielte sie eine bedeutende Rolle als Vermittlerin zwischen Menschen unterschiedlicher Kulturen und Nationalitäten.

Białystok hat sie nach dem Krieg nur einmal besucht. Das Haus ihrer Kindheit stand nicht mehr, auf dem Grundstück, wo sie einst die Geborgenheit des verwilderten Gartens genossen hatte, ragten nun graue Plattenbauten in den Himmel. Aus dem Stadtbild waren auch die engen, mit Kopfstein gepflasterten Gassen verschwunden. Białystok war in der Endphase des Krieges zu 75 Prozent zerstört worden, es gab also wenig Anhaltspunkte für eine Spurensuche.

Doch in der Stadt lebte die Erinnerung an die Familie Bohle unterschwellig weiter – vor allem wussten viele, dass die Großmutter Klara Helena Bohle die erste öffentliche Badeanstalt in Białystok gegründet und geführt hatte. Der Großvater Reinhold Bohle war ebenfalls eine bekannte Persönlichkeit: ein Gymnasiallehrer und hoher Beamter im Stadtrat. Auch Helenas Vater Aleksander Bohle genoss in der Zeit zwischen den Kriegen Ansehen als Textilingenieur und Geschäftsmann. Während der deutschen Besatzung versteckte er nicht nur seine lebensgefährdete Frau und half vielen jüdischen Bekannten und Unbekannten – er war auch im polnischen Widerstand aktiv.

Auf der Suche nach ehemaligen deutschen Einwohnern der Stadt traf die Historikerin Jolanta Szczygieł-Rogowska, selbst eine Polin mit deutschen Vorfahren, 2014 auf die Spuren der Familie Bohle. Eine ältere Białystokerin machte sie auf ihre ehemalige Schulkameradin Helena aufmerksam, die zu diesem Zeitpunkt nicht mehr am Leben war. Da die Historikerin eine städtische Galerie leitet, die Künstler aus der Region präsentiert und sich mit der Stadtgeschichte befasst, lag es nahe, eine Ausstellung über Helena Bohle-Szacka zu initiieren.

Als Kuratoren wurden zwei junge KunsthistorikerInnen ausgesucht: Katarzyna Siwerska aus Białystok und Marcin Różyk aus Warschau. Gemeinsam erarbeiteten sie das Konzept einer Schau, die sowohl die Verfolgungsgeschichte als auch die Persönlichkeit der Zeitzeugin darstellen sollte. So wurde Bohle-Szackas Leben neu gelesen, wobei der Ausgangspunkt das von der BGW geführte lebensgeschichtliche Interview war, das übrigens in voller Länge in der Ausstellung präsentiert wurde. Wie sie ihre Ideen entwickelten, erzählten die beiden Kuratoren am 18. September in der Berliner Galerie von Lidia Cankova.

Der Aufbau der Ausstellung war nicht chronologisch angelegt, sondern konzentrierte sich um ausgewählte Schwerpunkte der Lebensgeschichte. Mehrere erzählerische und visuelle Ebenen wurden mit Hilfe historischer Fotografien und Dokumente, emotional beladener Objekte (wie einiger persönlicher Gegenstände) gestaltet und jeweils mit einem Textkommentar versehen: Es ging um die Białystoker Familie, um Kunst, Mode und Freundschaften, das Berliner Leben und nicht zuletzt auch um die Verfolgung, die jedoch nicht im Mittelpunkt der Ausstellung stand.



Ausstellung in der Białystoker Sieradzinski-Galerie, 2017
Foto: Jerzy Czerwiakowski (l.), Dominika Hadrysiewicz (r.),

Marcin Różyk lag es daran, alle wichtigen Aspekte der kreativen Tätigkeit von Helena Bohle-Szacka gebührend darzustellen, daher nahm die Mode relativ viel Platz ein. Für Różyk ist Mode keinesfalls eine oberflächliche, rein äußerlich-ästhetische Erscheinung, vielmehr versteht er sie als Kulturzeichen des jeweiligen Zeitgeistes – so auch in der Ausstellung.



BU: Ausstellung in der Białystoker Sleńdzinski-Galerie, 2017
Foto: Dominika Hadrysiewicz (l.), Jerzy Czerwiakowski (r.)

Die Kuratoren wollten sich nicht mit einer herkömmlichen, historisch untermauerten, narrativen Ausstellung begnügen und luden zwei junge Künstlerinnen zur Mitarbeit ein, die sich eingehend mit der Protagonistin der Schau befassten und ihre eigenen Interpretationen in den Ausstellungsraum einbrachten: eine Art künstlerische Interventionen. Das waren zum Beispiel kleine Porzellanplatten mit Zitaten aus dem Erinnerungsbericht, wobei die ausgewählten Sätze (*Ich weiß es nicht mehr ...*, *Das sind nur Bruchstücke von ...*, *Ich kann nicht mehr sagen ...*) auf die eigentümliche Beschaffenheit der Erinnerung hinwiesen: ihre Unvollkommenheit und ihr Scheitern, aber auch auf die ihr innewohnende poetische Kraft, die alles Bruchstückhafte zu bedeutungsvollem Ganzen zusammenfügt.

In den frisch renovierten Räumen einer alten Białystoker Villa aus Holz, die an die entlegene Vergangenheit der Stadt erinnert, entstand eine historisch-künstlerische Ausstellung, die in zwei Sommermonaten enormen Zulauf fand; unter den Besuchern gab es auch viele Gäste aus Deutschland. Nicht nur dass die Schau dem Leben und Schaffen Helena Bohle-Szackas ein Denkmal setzte – die Erinnerung an die Zeitzeugin forderte die jungen AusstellungsmacherInnen dazu auf, die Offenheit dieser kosmopolitisch gesinnten Persönlichkeit für sich neu zu interpretieren und in Helena Bohle-Szacka einen zeitgemäßen Wegweiser zu finden. Geplant ist eine Neuauflage der Ausstellung, die dann in Berlin realisiert werden soll – zusammen mit hier lebenden (nicht nur deutschen) KünstlerInnen.

Der Hochbunker in der Pallasstraße eine Führung mit Bodo Förster

Peter Lassau

- 1943 geplant zur Unterbringung des kriegswichtigen Fernmeldeamtes aus der Winterfeldstraße,
- gebaut von Zwangsarbeitern,
- im April 1945 als Rohbau fertiggestellt und von Anwohnern in den letzten Kriegstagen als Schutz genutzt,
- 1986 – 1989 zur größten ABC-Zivilschutzanlage Berlins (für 4800 Menschen) ausgebaut,
- seit 2009 unter Denkmalschutz.



Hochbunker Pallasstraße, um 2010
Foto: Bodo Förster

So der tabellarische Lebenslauf des Hochbunkers in der Pallasstraße, mit dem unser Vereinsmitglied Bodo Förster eine kleine Gruppe von Interessierten am 22. Oktober bekannt machte.

Feuchtkalte Luft, mehrere Stockwerke, dicke Mauern, große kahle Räume mit verschiebbaren Betonelementen zum Notausstieg. Nein, gemütlich ist es in diesem Bunker nicht. Aber er rettete Anwohnern aus der Pallasstraße am Kriegsende das Leben, wie Horst Schütze, ein Zeitzeuge, den Bodo mitgebracht hatte, erzählte.

Anschaulich und spannend legte uns Bodo Förster dar, was Sophie-Scholl-Oberschule, Zwangsarbeit und Bunker miteinander zu tun haben:

1994 erreichte ein Brief aus Lwiw/Lemberg (Ukraine) auf abenteuerliche Weise die Sophie-Scholl-Oberschule. Gerichtet war er an die ‚Augusta-Schule‘ in der Elßholzstraße 34 – 37, in der sich bis April 1945 ein Zwangsarbeiterlager befand, und die schon im Dezember 1945 den Namen von Sophie Scholl erhalten hatte. Abgesandt hatte den Brief eine Frau, die 1943 als „Ostarbeiterkind“ in dieses Lager verschleppt worden war und die diesen Ort jetzt noch einmal besuchen wollte.

Unter der Federführung Bodo Försters ergab sich daraus eine langjährige intensive Freundschaft zwischen der Familie dieser Frau und der Schule, und im Jahr 1997 kam noch eine weitere Familie aus Mariupol dazu, die ebenfalls im ‚Augustalager‘ gewesen waren.

Bodo hatte uns 12 Personen für seine Erläuterungen in einem Klassenraum versammelt, in dem 72 Jahre zuvor ca. 20 Familien ‚wohnen‘ mussten. – Das vermittelte zumindest einen vagen Eindruck von der Not und Beengtheit, die da herrschen musste.

So traurig und bedrückend die ganze Angelegenheit ist, für einen engagierten Geschichtslehrer war dies auch eine Steilvorlage: In zahlreichen Projekten konnten sich Schüler sehr konkret mit Vergangenheit auseinandersetzen. So waren es Leistungskurse in Kunst und Politische Weltkunde, die den „Ort der Erinnerung“ zwischen Bunker und Schule, eingeweiht am 5. Mai 2002, konzipiert hatten, betreut von der Kunsterzieherin Andrea Busse und dem Geschichtslehrer Bodo Förster, finanziert durch das Quartiersmanagement Schöneberg-Nord.

Erwähnt werden muss noch ein Kuriosum aus dem Westberlin der Nachkriegszeit: Gegen den erbitterten Widerstand der AL und gegen den Willen der BVV Schöneberg wurde der Bunker Pallasstraße von 1986 bis 1989 für 10 Millionen DM zu einer ABC-Zivilschutzanlage für 4800 Personen ausgebaut. Es war unter anderem Hilde Schramm, die damals gegen diesen Irrsinn ihre Stimme erhoben hatte – vergeblich. Aber was soll's. War sicher nicht das erste- und letzte Mal, dass in Berlin der Irrsinn obsiegt.

Alles in allem war dies eine gelungene Veranstaltung, und ich könnte mir gut vorstellen, dass Bodo Förster bei Interesse zu weiteren Führungen zu bewegen wäre.

Heinrich von Treitschke und die Morgensterns Ein Wegbereiter des Antisemitismus und seine Opfer

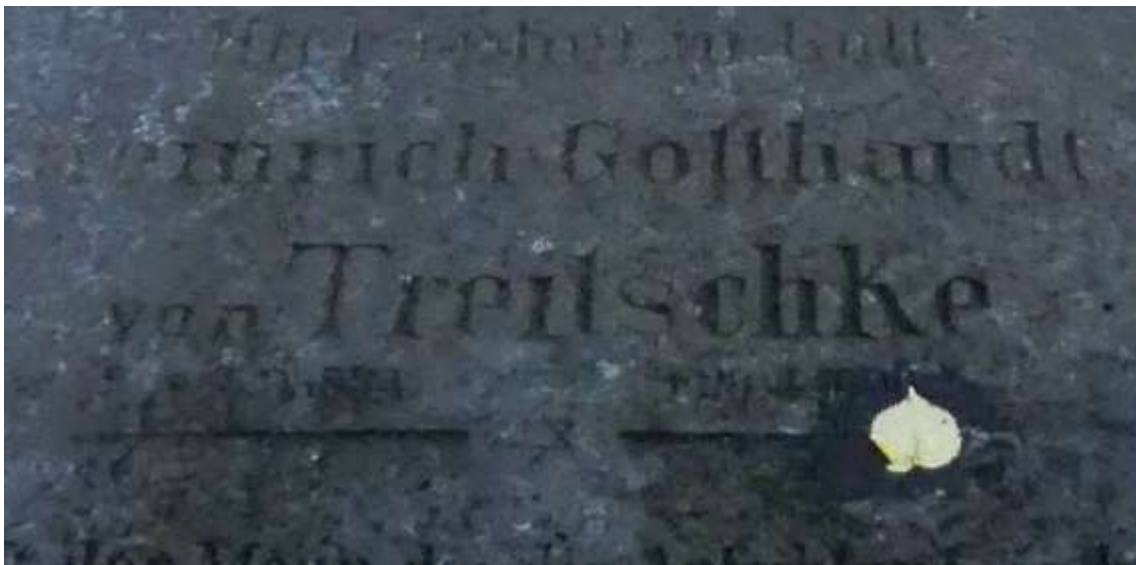
mit Gerhard Moses Hess am 11. November 2017
auf dem Alten Matthäus-Kirchhof

Peter Lassau

„Undzer stehl Brent“ von Mordechaj Gebirtig. Mit diesem Lied erinnerte Gerhard Moses Hess an die Reichspogromnacht vom 9. November 1938 und eröffnete so diesen Friedhofsrundgang bei kaltem Regenwetter.

Kompliziert und im Ergebnis überraschend die Gegenüberstellung der beiden Personen, um die es danach ging. Eine wuchtige Grabplatte des ‚Hofhistoriographen‘ Heinrich v. Treitschke und nicht weit davon entfernt das Grab von Otto Morgensterns Eltern, die, nachdem sie 1859 zum Protestantismus konvertiert waren, hier beerdigt werden durften. Auf einem Grabkreuz die Erinnerung an ihre Kinder, von denen drei in Theresienstadt umgekommen waren, darunter ihr Sohn Otto. Herzmuskelentzündung, Darmkatarrh und Altersschwäche wird auf dem Totenschein von einem KZ-Arzt angegeben.

Foto: Gerd Kley



Dass Heinrich v. Treitschke ein fanatischer Preußisch-Deutschnationaler war, der ganz bewusst und offen Geschichtsschreibung parteiisch im Dienst deutschen Großmachtstrebens betrieb, der die deutsche Kolonialpolitik unterstützte, der Sozialdemokraten und Juden als Gegner einer solchen Politik brandmarkte und deshalb 1878 verkündet hatte: „Die Juden sind unser Unglück.“, ist allgemein bekannt wie auch Treitschkes Begeisterung für militärische Leistungen und die großen Männer, die aus seiner Sicht die Geschichte machen. Krieg war für ihn ein Beitrag zur Gesunderhaltung und Reinigung eines Volkskörpers. Er war es, der den Antisemitismus für das Bürgertum salonfähig machte, und an seine Losung von den Juden, die unser Unglück seien, knüpften die Nazis gerne an.

Erstaunlich, dass sein Grab von 1952 bis 2003 den Status eines Ehrengrabes hatte. (Die Mühlen der Geschichte mahlen eben auch langsam.) Dies wurde immerhin geändert, während der Versuch, auch der Treitschkestraße in Steglitz einen anderen Namen zu geben, am Widerstand der CDU in der BVV Steglitz scheiterte.

All das ist traurig genug. Witzig, vielleicht auch tröstlich aber ist, dass zwischen den Lebensdaten Treitschkes (*1834 † 1896), die rechts und links auf dem Grabstein eingemeißelt sind, ein schön eingravierter Davidstern zu sehen ist. Da muss ein Partisan seine Spuren hinterlassen haben.

Der Gymnasialprofessor Ludwig Martin Otto Morgenstern ist gerade mal 26 Jahre jünger als der Hochschullehrer H. v. Treitschke. Als Treitschke stirbt, ist Otto Morgenstern 36 Jahre alt, hat eine feste Anstellung als Oberlehrer an einem Wilhelminischen Gymnasium, und es steht ihm eine erfolgreiche Karriere im preußisch-deutschen Schuldienst bevor. Er unterrichtet Latein, Griechisch und Hebräisch, ab 1890 auch Englisch. Er wird Klassenleiter einer Prima, Stellvertreter des Direktors, organisiert die Weiterbildung von Latein- und Griechisch-Lehrern, wird Vorstandsmitglied im Deutschen Philologenverband. In über 40 Vereinen soll er aktiv gewesen sein.

Foto: Gerd Kley



Nach dem 1. Weltkrieg und der Gründung Groß-Berlins im Jahr 1920 ist er als Abgeordneter der Deutschen Volkspartei Bezirksverordneter im Bezirk 12 (Steglitz, Lichterfelde, Lankwitz und Südende). Er setzt sich für die Gründung des Schlossparktheaters Steglitz ein und engagiert sich für die Volksbühne Lichterfelde-Dahlem, nachdem er sich schon um 1912 als Vorsitzender des Berliner Opernvereins für die Gründung der Deutschen Oper in Charlottenburg stark gemacht hatte.

Am 15. Mai 1919 bringt er in die Gemeindevertretung von Berlin-Lichterfelde eine EntschlieÙung ein, die den Vertrag von Versailles schroff ablehnte, weil er ungerecht, unwürdig und nicht zu erfüllen sei. Er trage den Keim neuer Konflikte in sich. – Für Hitler empfindet Morgenstern durchaus Sympathien. Für eine Festschrift des Schiller-Gymnasiums im Jahr 1935 veröffentlicht er einen Vortrag mit dem Titel „Horaz und der Nationalsozialismus“. In seiner konservativ-nationalen Haltung hat er offenbar kein Problem mit der Botschaft, es sei „süÙ und ehrenvoll für das Vaterland zu sterben“. – Noch Ende 1939 erkennt er nicht die ihm drohende Gefahr, sondern feiert Hitler nach dem Anschluss Österreichs in einem Gedicht für die „Brocken-Silvester-Gemeinde“ mit lateinischen Hexametern als Friedenshelden, der ohne einen Schuss die großdeutsche Lösung realisiert hat (nach dem Muster des alten Habsburger Mottos: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube.“ = Kriege mögen andere führen, du glückliches Österreich heirate) und dem nun von Polen ein Krieg aufgezwungen werde.

Sieht man von Treitschkes Antisemitismus ab, gibt es also erstaunliche Parallelen bei diesen beiden Männern.

Beide leben in einer Zeit, die von ungeahnter preußisch-deutscher Machtentfaltung geprägt ist. Beide folgen einem im Grunde blinden, überbordenden Nationalismus, wie so viele in dieser Zeit, wie z.B. ein Blick in die Liste der Kriegsfreiwilligen von 1914 zeigt.

All das nutzt Otto Morgenstern nichts. Für die Nationalsozialisten ist er nach den Nürnberger Rassegesetzen ein „abstammungsmäßiger Jude“. Seine Pension wurde ihm Anfang 1942 gestrichen und im Sommer 1942 wird er 82-jährig nach Theresienstadt verschleppt. Am 28. 11. 1942 stirbt er dort. Ihm folgten seine Schwestern Elisabeth und Martha.

Ein literarisches Denkmal setzte ihm sein Schüler Heinz Schwitzke mit seinem Roman „Das 21. Kapitel“. Zu Recht nannte er das Schicksal seines Lehrers „eine wahrhaft griechische Tragödie“.

Herrn Dr. Gerd Kley aus Oberkrämer ist zu verdanken, dass Otto Morgenstern nicht in Vergessenheit geraten ist. Für diesen kurzen Bericht stellte er mir ein Stichwortmanuskript zur Verfügung.